

KATE FURNIVALL
Die russische Konkubine

Buch

Russland, Winter 1917: Die Revolution fordert ihren Blutzoll, und wie viele aristokratische Familien, muss auch die fünfjährige Lydia mit ihren Eltern das geliebte Land verlassen. Kurz vor der chinesischen Grenze jedoch nehmen Soldaten Lydias Vater gefangen und führen ihn zur Exekution ab. Als das kleine Mädchen zum letzten Mal seinem Vater in die Augen blickt, zerreißt es ihm das Herz – und seine Welt zerspringt in tausend Stücke.

Nordchina, Sommer 1928: Trotz eines entbehrungsreichen Lebens in der Fremde ist Lydia zu einer selbstbewussten jungen Frau herangewachsen. Sie scheut keine Gefahr, um sich und ihre Mutter mit Geld und Essen zu versorgen. Nur ihr Herz ist immer noch gebrochen und sehnt sich nach der verlorenen Heimat. Als die Triade der »Schwarzen Schlange« sie zu entführen versucht, um sie einem Dasein als Konkubine zuzuführen, wird sie in letzter Sekunde von dem Chinesen Chang gerettet. Vom ersten Augenblick an spüren Lydia und Chang, dass sie füreinander bestimmt sind. Aber sie wissen auch, dass es eine verbotene Liebe ist, die beider Leben bedroht ...

Autorin

Kate Furnivall, 1950 in Penarth, England, geboren, arbeitete nach ihrem Studium der Englischen Literaturwissenschaft viele Jahre in der Werbung und als TV-Produzentin. Das bewegte Leben ihrer Mutter Lily, die von Russland nach China flüchten musste, inspirierte sie zu ihrem ersten Roman »Die russische Konkubine«. Die Autorin lebt mit ihrem Mann, zwei Söhnen und fünf Katzen in der Nähe von Devon. Weitere Romane der Autorin sind bei Page & Turner/Wilhelm Goldmann Verlag bereits in Vorbereitung.

Kate Furnivall

Die russische
Konkubine

Roman

Aus dem Englischen
von Werner Schmitz

GOLDMANN

Die Originalausgabe erschien 2007 unter dem Titel
»The Russian Concubine«
bei Sphere/Little, Brown Book Group, London.

Die Arbeit des Übersetzers an diesem Buch
wurde vom Deutschen Übersetzerfonds gefördert.



FSC
Mix
Produktgruppe aus vorbildlich
bewirtschafteten Wäldern und
anderen kontrollierten Herkünften

Zert.-Nr. 5G5-COC-1940
www.fsc.org
© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das FSC-zertifizierte Papier *München Super* für Taschenbücher
aus dem Goldmann Verlag liefert Mochenwangen Papier.

1. Auflage

Taschenbuchausgabe April 2008

Copyright © der Originalausgabe 2006 by Kate Furnivall

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2006

by Page & Turner/Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlaggestaltung: Design Team München

Umschlagfoto: Getty Images/Brandt

BH · Herstellung: Str.

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-46543-9

www.goldmann-verlag.de

Zum Andenken
an meine Mutter, Lily Furnivall,
deren Geschichte
meine eigene inspiriert hat.
In Liebe

PROLOG

Terror macht die Seele kaputt. Ich weiß das. Er kann die Seele eines ganzen Landes kaputtmachen, wenn man ihn lässt. Solche Macht hat er. Unendliche Macht. Ich weiß es. Ich habe es selbst erlebt. Welche Chance hatte ich also, ein dünnes kleines Mädchen mit rotem Haar und dem Hang, in einer Welt voller Rechtshänder die linke Hand zu benutzen.

Ich erinnere mich an manches. Anderes habe ich vergessen. Absichtlich vergessen. Aber eins sehe ich noch vor mir. Deutlich und in allen Einzelheiten. Kindheitstage, in denen Eis und Kälte und Wölfe herrschten, Kälte, die uns die Knochen fraß. Ich erinnere mich an die Angst, die Angst meiner Mutter. An ihre Kleider geklammert, atmete ich ihre Angst ein, und sie fror in meinen Lungen.

Oder war das der Schnee?

Ich erinnere mich an die Panik meiner Mutter. An ihren Zorn. An ihren Schrei.

Dieser Schrei, als ich aus ihren Armen gerissen wurde, drang wie ein Nagel in die jungen Windungen meines Hirns. Dort steckt er noch immer. Manchmal spüre ich ihn, seine Spitze, die sich nur immer tiefer eingräbt. Die Leute sagen, ich sei damals zu jung gewesen, unmöglich, dass ich mich daran erinnere. Was könne ich vom Albtraum dieser Reise wissen? Nichts. So reden die Leute. Aber sie irren sich.

Ich weiß, dass sie sich irren. Weil ich den Schrei immer noch höre. Und damals gelernt habe, dass man sich wehren muss, dass man sich gegen den Terror wehren muss.

Russland, Dezember 1917

Der Zug hielt fauchend an. Grauer Dampf quoll aus der ächzenden Lokomotive in den weißen Himmel, und die vierundzwanzig Güterwaggons dahinter kamen rumpelnd und kreischend zum Stehen. Pferdewiehern und laute Kommandos schallten durch die Stille der öden froststarrten Landschaft.

»Warum halten wir?«, flüsterte Valentina Friis ihrem Mann zu. Ihr Atem wehte zwischen ihnen wie ein eisiger Vorhang, und in ihrer Verzweiflung schien ihr diese Dampfwolke der einzige Teil von ihr, der noch die Kraft hatte, sich zu bewegen.

Sie umklammerte seine Hand. Nicht um sich zu wärmen, sondern weil sie sich vergewissern musste, dass er noch an ihrer Seite war. Er schüttelte den Kopf; sein Gesicht war ganz blau von der Kälte, weil er seinen Mantel fest um das schlafende Kind in seinen Armen gewickelt hatte, aber er schenkte seiner Frau ein Lächeln. Sie schoben sich an die grobe Holzwand des Viehwaggons und drückten die Augen an die schmalen Ritzen zwischen den Brettern. Verzweifelte Augen. Augen, die schon viel zu viel gesehen hatten.

»Die wollen uns umbringen«, sagte der Bärtige rechts neben Valentina mit tonloser Stimme. Er sprach mit starkem georgischem Akzent und trug seine Pelzmütze tief über die Ohren gezogen. »Warum sollten wir sonst auf freier Strecke anhalten?«

»Heilige Maria, Mutter Gottes, beschütze uns«, jammerte eine alte Frau, die auf dem schmutzigen Boden kauerte; sie war in so viele Tücher gewickelt, dass sie wie ein dicker kleiner Buddha aussah. Aber unter den stinkenden Lumpen war nicht viel mehr als Haut und Knochen.

»Nein, Babuschka«, sagte eine andere Männerstimme. Sie kam vom hinteren Ende des Waggons. Dort herrschte stets das meiste Gedränge, weil der Wagen dahinter ein wenig Schutz vor dem eisigen Wind bot, der Tag und Nacht erbarmungslos durch die Ritzen piffte und ihnen den Frosthauhauch Sibiriens in die Lungen presste. »Nein, ich sage euch, die wollen uns zu essen geben. Das muss General Kornilow sein. Er weiß, dass wir in diesen gottverlassenen Waggons zu Tode verhungern, fünfzig von uns allein in diesem hier. Er wird uns nicht sterben lassen. Er ist ein großartiger Kommandant, das weiß man doch.«

Zustimmendes Gemurmel erhob sich, und in den stumpfen Augen der hageren, dicht aneinander gekauerten Gestalten erglomm ein Hoffnungsfunkeln. Ein kleiner Junge mit schmutzigen blonden Haaren, der regungslos in einer Ecke gelegen hatte, sprang auf und begann vor Erleichterung zu weinen. Es war lange her, dass hier jemand seine Kraft für Tränen vergeudet hatte.

»Lieber Gott, ich bete, dass du Recht hast«, sagte ein hohl-äugiger Mann, der nur einen Arm hatte. Er trug einen schäbigen abgewetzten Mantel und um den Stumpf des abgetrennten Arms einen dicken, fleckigen Verband. Nachts im Schlaf stöhnte er immerzu, tagsüber war er schweigsam und nervös. »Wir haben Krieg«, sagte er knapp. »General Lawr Kornilow kann nicht überall sein.«

»Aber ich sage dir, er ist hier. Du wirst schon sehen.«

»Hat er Recht, Jens?« Valentina blickte zu ihrem Mann hoch.

Sie war erst vierundzwanzig, klein und zierlich, doch ein einziger Blick ihrer sinnlichen dunklen Augen konnte einen Mann, und wenn auch nur für einen kurzen Moment, die Kälte und den nagenden Hunger und das Kind in seinen Armen vergessen lassen. Jens Friis, zehn Jahre älter als seine Frau und stets in Alarmbereitschaft, wenn die Horden vagabundierender Soldaten, die die Bolschewiken eine Armee nannten, auf ihr hübsches Gesicht aufmerksam wurden, beugte seinen Kopf und gab ihr einen flüchtigen Kuss auf die Stirn.

»Wir werden es bald wissen«, sagte er.

Die roten Bartstoppeln auf seiner unrasierten Wange schabten rau an Valentinas rissigen Lippen, aber das war ihr ebenso willkommen wie der Geruch seines ungewaschenen Körpers. Das erinnerte sie daran, dass sie noch nicht gestorben und zur Hölle gefahren war. Denn es kam ihr vor wie die Hölle, was sie hier erlebte. Die Vorstellung, diese Albtraumfahrt über Tausende Kilometer durch Eis und Schnee könnte bis in alle Ewigkeit so weitergehen, dies sei die grausame Strafe für ihren Ungehorsam gegenüber Vater und Mutter, verfolgte sie Tag und Nacht.

Plötzlich wurde die große Schiebetür des Waggons aufgestoßen, und wütende Stimmen brüllten: »*Wsje is wagona, bi-stro.*« Raus aus den Waggons.

Das Licht blendete sie. Es war einfach zu viel. Nach der ständigen Dämmerung im Innern des Waggons brach es jetzt aus der Weite des Himmels über sie herein, stach ihr aus dem Schnee in die Augen, so dass sie nichts mehr erkennen konnte. Sie blinzelte heftig, bis die Dinge vor ihr endlich Gestalt annahmen.

Und was sie dann sah, ließ ihr Herz gefrieren.

Eine Reihe Gewehre. Alle direkt auf die zerlumpte Passagiere gerichtet, die noch aus dem Zug kletterten und sich ängstlich in Gruppen zusammendrängten, die Mäntel gegen die Kälte und die Angst fest zugezogen. Jens wollte einer alten Frau aus dem Wagen helfen, doch ehe er ihre Hand zu fassen bekam, wurde sie von hinten gestoßen und landete kopfüber im Schnee. Sie gab keinen Laut von sich. Aber der Soldat, der den Waggon geöffnet hatte, riss sie unsanft hoch und schüttelte sie achtlos, wie ein Hund einen Knochen.

Valentina wechselte einen Blick mit ihrem Mann. Wortlos hoben sie ihre Tochter von Jens' Schultern und stellten sie zwischen sich, bargen sie in ihren langen Mänteln und gingen zusammen langsam weiter.

»Mama?« Ein Flüstern. Das Mädchen war erst fünf Jahre alt, hatte aber schon gelernt, dass man manchmal leise sein musste. Schweigen musste.

»Still, Lydia«, murmelte Valentina, konnte aber nicht widerstehen, ihrer Tochter einen Blick zuzuwerfen. Sie sah nur zwei große hellbraune Augen in einem herzförmigen, kalkweißen Gesicht und zwei kleine Füße im Schnee. Das Gesicht verschwand, als sie sich näher an ihren Mann heranschob. Nur die kleine Hand in ihrer sagte ihr, dass die Tochter noch existierte.

Der Mann aus Georgien hatte Recht gehabt. Sie hatten wirklich auf freier Strecke angehalten. Eine gottverlassene Gegend, nichts als Schnee und Eis und hier und da ein Stück schwarz glitzernden Felsens. Ein paar kahle Bäume in der Ferne erinnerten daran, dass es auch hier Leben gab. Aber hier wollte niemand leben.

Und niemand sterben.

Die Reiter sahen nicht wie Soldaten aus. Nicht entfernt so schmuck wie die Offiziere, die Valentina immer in den Ballsälen und *troikas* von St. Petersburg oder beim Eislaufen auf der Newa gesehen hatte, wenn sie ihre schnittigen Uniformen und tadellosen Manieren spazieren führten. Diese Männer waren anders. Sie hatten nichts gemein mit der eleganten Welt, die sie hinter sich gelassen hatte. Sie waren feindselig. Bedrohlich. Etwa fünfzig von ihnen bewachten den Zug in seiner ganzen Länge, lauernd und gierig wie Wölfe. Sie trugen ein Sammelsurium verschiedener Mäntel, manche waren grau, andere schwarz, und einer war dunkelgrün. Aber alle hatten das gleiche langläufige Gewehr im Anschlag und denselben fanatischen Hass in den Augen.

»Bolschewiken«, flüsterte Jens, als sie zu einer Gruppe getrieben wurden, aus der leise verzagte Gebete drangen. »Zieh die Kapuze über den Kopf und versteck deine Hände.«

»Meine Hände?«

»Ja doch.«

»Warum meine Hände?«

»Genosse Lenin hat sie gern verschrammt und rau von jahrelanger ehrlicher Arbeit, wie er das nennt.« Er berührte sie zärtlich am Arm. »Klavierspielen gehört wohl nicht dazu, Liebste.«

Valentina nickte, zog sich die Kapuze über den Kopf und schob die freie Hand in die Tasche. Ihre Handschuhe, ihre einst so schönen Zobelhandschuhe, waren in den Monaten auf der Flucht zerschissen, als sie nachts zu Fuß durch den Wald laufen und sich tagsüber von Würmern und Flechten ernähren mussten. Die Flucht hatte sie noch mehr gekostet als nur die Handschuhe.

»Jens«, sagte sie leise, »ich will nicht sterben.«

Er schüttelte heftig den Kopf und zeigte mit der freien Hand auf den großen Soldaten, der dort offenbar das Kommando führte. Der in dem grünen Mantel.

»Der da sollte sterben – weil er die Bauern in diesen Massenwahn getrieben hat, der Russland in Stücke reißt. Männer wie er öffnen die Schleusen der Brutalität und nennen das Gerechtigkeit.«

In diesem Augenblick brüllte der Offizier einen Befehl, woraufhin noch einige seiner Soldaten von ihren Pferden sprangen. Gewehrläufe wurden in Gesichter gestoßen, in Rücken gerammt. Der Zug fauchte mächtig in der stillen Wildnis, und nachdem die Soldaten die vielen hundert Vertriebenen fünfzig Meter von den Gleisen entfernt zu einem dichten Pulk zusammengetrieben hatten, begannen sie, die Sachen aus den Waggons zu holen.

»Nein, bitte nicht«, rief neben Valentina ein Mann, als ein Packen zeretzter Decken und ein winziger Kochherd aus einem der vorderen Waggons geworfen wurden. Tränen liefen ihm über die Wangen.

Valentina streckte eine Hand aus, legte sie ihm auf die Schulter. Worte konnten hier nicht helfen. Um sie herum sah sie nur verzweifelte Gesichter, grau und angespannt.

Im Schnee vor den Waggonen wuchsen die armseligen Häuflein der Habseligkeiten dieser Leute, sorgsam gehortete Gegenstände, die jetzt in Brand gesteckt wurden. Die Flammen, entfacht mit Kohlen aus dem Heizkessel der Lokomotive und einigen Spritzern Wodka, verschlangen die letzten Reste ihrer Selbstachtung. Kleider, Decken, Fotos, ein Dutzend liebevoll gehütete Ikonen der Heiligen Jungfrau und sogar eine Miniatur von Zar Nikolaus II. Alles geschwärzt, verbrannt, nur noch Asche.

»Ihr seid Verräter. Ihr alle. Verräter an eurem Land.«

Die Anschuldigung kam von dem Offizier im grünen Mantel. Obwohl er außer den gekreuzten Säbeln an seiner Schirmmütze keinerlei Rangabzeichen trug, konnte kein Zweifel aufkommen, dass er hier das Kommando führte. Er saß hoch aufgerichtet auf einem kräftigen Pferd, das er mühelos mit einem gelegentlichen Schenkeldruck zu lenken wusste. Seine Augen waren dunkel und ungeduldig, als stelle ihn diese Ladung Weißer Russen vor eine Aufgabe, die ihm zuwider war.

»Keiner von euch hat zu leben verdient«, sagte er kalt.

Ein tiefes Stöhnen erhob sich, und eine Schockwelle lief durch die Menge.

Er hob die Stimme. »Ihr habt uns ausgebeutet. Ihr habt uns misshandelt. Ihr habt geglaubt, es werde niemals dazu kommen, dass ihr euch vor *uns* zu verantworten habt, vor uns, dem russischen Volk. Aber ihr habt euch geirrt. Ihr wart blind. Wo ist euer Reichtum jetzt? Wo sind eure großen Häuser und eure feinen Pferde jetzt? Der Zar ist erledigt, und ich schwöre euch, dass ...«

Aus der Mitte der Menge kam eine einzelne Stimme. »Gott segne den Zaren. Gott schütze die Romanows.«

Ein Schuss krachte. Das Gewehr in der Hand des Offiziers zuckte. Jemand aus der ersten Reihe stürzte zu Boden, ein dunkler Fleck im Schnee.

»Dieser Mann hat für *euren* Verrat bezahlt.« Sein feindseliger Blick schweifte über die erstarrten Menschen. »Leute wie

ihr waren Schmarotzer auf dem Rücken der darbanden Arbeiter. Ihr habt eine Tyrannei errichtet, eine grausame Welt, wo die Reichen sich von den Armen abgewandt haben. Und jetzt verlasst ihr euer Land wie Ratten das brennende Schiff. Und ihr wagt es, die Jugend Russlands mit euch zu nehmen.« Er schwenkte sein Pferd herum und entfernte sich von dem Gedränge hagerer Gesichter. »Jetzt gebt eure Wertsachen ab.«

Ein knappes Nicken genügte, und die Soldaten gingen zu den Gefangenen. Systematisch sammelten sie Schmuck, Uhren und silberne Zigarettentuis ein, alles, das irgendeinen Wert hatte, natürlich auch Geld in jeglicher Form. Dreiste Hände schoben sich in Kleider, unter Arme, in Mäuler und zwischen Brüste und tasteten nach sorgfältig verborgenen Stücken, die für ihre Besitzer das Überleben bedeuteten. Valentina verlor den Smaragdtring, den sie in den Saum ihres Kleides genäht hatte, und Jens musste die letzte Goldmünze aus seinem Stiefel herausgeben. Als es vorbei war, ließ sich nur noch vereinzelt gedämpftes Schluchzen vernehmen, sonst nichts. Aller Hoffnung beraubt, hatten sie keine Stimme mehr.

Aber der Offizier war zufrieden. Der angewiderte Zug verschwand aus seinem Gesicht. Er drehte sich um und gab dem Reiter hinter ihm ein knappes Kommando. Sogleich schob sich eine Hand voll Reiter in die Menge und trieb sie auseinander. Valentina klammerte sich an die winzige Hand ihrer Tochter und wusste, Jens würde eher sterben, als die andere kleine Hand freigeben. Einmal stieß das Kind einen leisen Schrei aus, als ein großer Brauner auf sie zuschwenkte und seine mit Eisen beschlagenen Hufe ihnen gefährlich nahe kamen, ansonsten aber hielt es sich erbittert fest und blieb mucksmäuschenstill.

»Was machen sie?«, flüsterte Valentina.

»Sie nehmen die Männer. Und die Kinder.«

»O Gott, nein.«

Aber er hatte Recht. Nur alte Männer und Frauen wurden ignoriert. Die Übrigen wurden aussortiert und fortgetrieben.

Ängstliche Schreie zerrissen das Schweigen der eisigen Einöde, und irgendwo hinter dem Zug schlich sich, bereits ange lockt vom Blutgeruch, ein Wolf an.

»Jens, nein, sie dürfen dich nicht mitnehmen. Oder sie«, flehte Valentina.

»Papa?« Ein kleines Gesicht tauchte zwischen ihnen auf.

»Still, mein Liebling.«

Ein Gewehrkolben krachte auf Jens' Schulter, gerade als er seinen Mantel wieder über den Kopf des Kindes zog. Er taumelte, hielt sich aber auf den Beinen.

»Du. Da rüber.« Der Soldat auf dem Pferd sah aus, als sehe er eine Gelegenheit herbei, auf den Abzug zu drücken. Er war sehr jung. Sehr nervös.

Jens wich nicht von der Stelle. »Ich bin kein Russe.« Er griff in seine Manteltasche, ganz langsam, um den Soldaten nicht zu beunruhigen, und zog seinen Pass hervor.

»Sehen Sie«, sagte Valentina drängend. »Mein Mann ist Däne.«

Der Soldat runzelte unsicher die Stirn, aber sein Kommandant hatte scharfe Augen. Ihm entging das Zögern nicht. Er jagte sein Pferd in die verängstigte Menge und blieb neben dem jungen Gefreiten stehen.

»Grodenski, was vergeudest du hier deine Zeit?«, fragte er.

Aber seine Aufmerksamkeit war nicht auf den Soldaten gerichtet, sondern auf Valentina. Als sie den Kopf gehoben hatte, um zu dem berittenen Soldaten zu sprechen, war ihre Kapuze nach hinten gerutscht, so dass nun jeder ihre langen dunklen Haare und die hohe Stirn mit der makellosen weißen Haut sehen konnte. Monate des Hungerns hatten die Wangenknochen hervortreten und die Augen sehr groß werden lassen.

Der Offizier stieg ab. Aus der Nähe wirkte er jünger als hoch zu Ross; er mochte noch in den Dreißigern sein, doch seine Augen waren die eines viel älteren Mannes. Er nahm den Pass und betrachtete ihn flüchtig. Dann zuckte sein Blick zwischen Jens und Valentina hin und her.

»Aber du«, sagte er grob zu Valentina, »du bist Russin?«
Hinter ihnen ertönten die ersten Schüsse.

»Der Geburt nach, ja«, antwortete sie, ohne sich nach dem Lärm umzudrehen. »Aber jetzt bin ich Dänin. Durch die Eheschließung.« Sie wollte näher an ihren Mann heranrücken, um das Kind zwischen ihnen besser zu verbergen, wagte aber nicht, sich zu bewegen. Nur ihre Finger krampften sich fester um die kleine kalte Hand in ihrer.

Ohne Vorwarnung rammte der Offizier ihrem Mann das Gewehr in den Magen. Jens krümmte sich und stöhnte vor Schmerz, aber dann warf ihn ein weiterer Schlag an den Hinterkopf in den Schnee. Blut spritzte auf das eisige Weiß.

Valentina schrie.

Plötzlich riss sich die kleine Hand von ihr los, und sie sah, wie ihre Tochter sich mit dem Ingrimme einer wütenden Wildkatze auf die Beine des Offiziers stürzte, kratzend und beißend wie eine Wahnsinnige. Und wie in Zeitlupe sah sie den Gewehrkolben auf den kleinen Blondschof niederschweben.

»Nein«, schrie sie und zog das Kind hoch, bevor der Schlag sein Ziel fand. Aber stärkere Hände rissen ihr den jungen Körper aus den Armen.

»Nein, nein, nein«, kreischte sie. »Das Kind ist Dänin. Keine Russin.«

»Sie *ist* Russin«, erklärte der Offizier und zog seinen Revolver. »Sie kämpft wie eine Russin.« Gleichgültig hielt er dem Kind die Mündung der Waffe an die Stirn.

Das Mädchen erstarrte. Nur die Augen verrieten ihre Furcht. Ihre Lippen waren fest zusammengepresst.

»Töten Sie sie nicht, ich flehe Sie an«, rief Valentina. »Bitte, töten Sie sie nicht. Ich ... ich tue alles ... alles, wenn Sie sie am Leben lassen.«

Ihr Mann, der zusammengekrümmt zu ihren Füßen lag, gab ein tiefes Stöhnen von sich.

»Bitte«, flehte sie leise. Sie sah dem Offizier starr ins Gesicht und machte den obersten Mantelknopf auf. »Alles.«

Der Bolschewik streckte eine Hand aus und strich ihr übers Haar, über die Wange, die Lippen. Sie hielt den Atem an. Wollte sein Begehren erzwingen. Jetzt habe ich ihn so weit, blitzte es in ihr auf. Dann aber fiel sein Blick auf seine Männer, die schon gierig zu warten schienen, die hofften, nach ihm an die Reihe zu kommen, und er schüttelte den Kopf.

»Nein. Du bist es nicht wert. Nicht einmal einen Kuss von deinen schönen Lippen. Nein. Das würde unter meinen Leuten nur Unfrieden stiften.« Er zuckte mit den Schultern. »Eine Schande.« Seine Finger spannten sich um den Abzug.

»Dann will ich sie Ihnen abkaufen«, sagte Valentina hastig.

Als er fragend die Augenbrauen zusammenzog, wiederholte sie: »Ich will sie Ihnen abkaufen. Sie und meinen Mann.«

Er lachte. Raues Gelächter auch von den Soldaten. »Womit?«

»Damit.« Valentina steckte sich zwei Finger in den Hals und erbrach einen Schwall warmer Galle aus ihrem leeren Magen. In dem gelben Schleim, der sich auf der Schneekruste ausbreitete, lagen zwei winzige, in Baumwolle gewickelte Päckchen. Nicht größer als Haselnüsse. Auf einen Wink des Kommandanten hob ein bärtiger Soldat sie auf und legte sie ihm, schmutzig und feucht, in seinen schwarzen Handschuh.

Valentina trat näher. »Diamanten«, sagte sie stolz.

Er löste mit hektischen Bewegungen die Stoffhüllen ab, bis die zwei Steine freigelegt waren. Sie sahen aus wie glitzernde Eiskristalle.

Valentina sah die Gier in seinem Blick. »Einer für meine Tochter. Der andere für meinen Mann.«

»Ich kann sie auch so nehmen. Sie gehören dir nicht mehr.«

»Ich weiß.«

Plötzlich lächelte er. »Also schön. Ich schlage dir ein Geschäft vor. Weil ich die Diamanten habe und du so schön bist, kannst du die Göre behalten.« Lydia wurde ihr in die Arme gelegt und klammerte sich an sie, als wäre sie am liebsten in sie hineingekrochen.

»Und meinen Mann«, beharrte Valentina.

»Deinen Mann behalten wir.«

»Nein, nein. Gott, bitte, ich ...«

Aber jetzt rückten die Reiter an und trieben die Frauen und die alten Männer zum Zug zurück.

Lydia schrie in Valentinas Armen: »Papa, Papa ...«, und Tränen strömten ihr über die schmalen Wangen, als sie ihn fortschleiften.

Valentina hatte keine Tränen, nur die gefrorene Leere in ihrem Innern, kahl und leblos wie die Wildnis, die draußen vorbeizog. Sie saß, mit dem Rücken an die Bretterwand gelehnt, auf dem stinkenden Boden des Viehwaggons. Die Nacht sickerte herein, und es war so kalt, dass jeder Atemzug schmerzte, aber das bemerkte sie nicht. Sie hielt den Kopf gesenkt, ihre Augen nahmen nichts mehr wahr. Um sie herum nur Ächzen und Stöhnen. Der Junge mit den schmutzig blonden Haaren war weg, ebenso der Mann, der so überzeugt davon gewesen war, dass die Weiße Armee gekommen sei, um ihnen zu essen zu geben. Frauen weinten um ihre Männer, um ihre Söhne und Töchter und starrten das einzige Kind im Zug mit neidvollen Augen an.

Valentina hatte ihren Mantel fest um Lydia und sich selbst gewickelt, und doch spürte sie, wie ihre Tochter zitterte.

»Mama«, flüsterte das Mädchen, »kommt Papa zurück?«

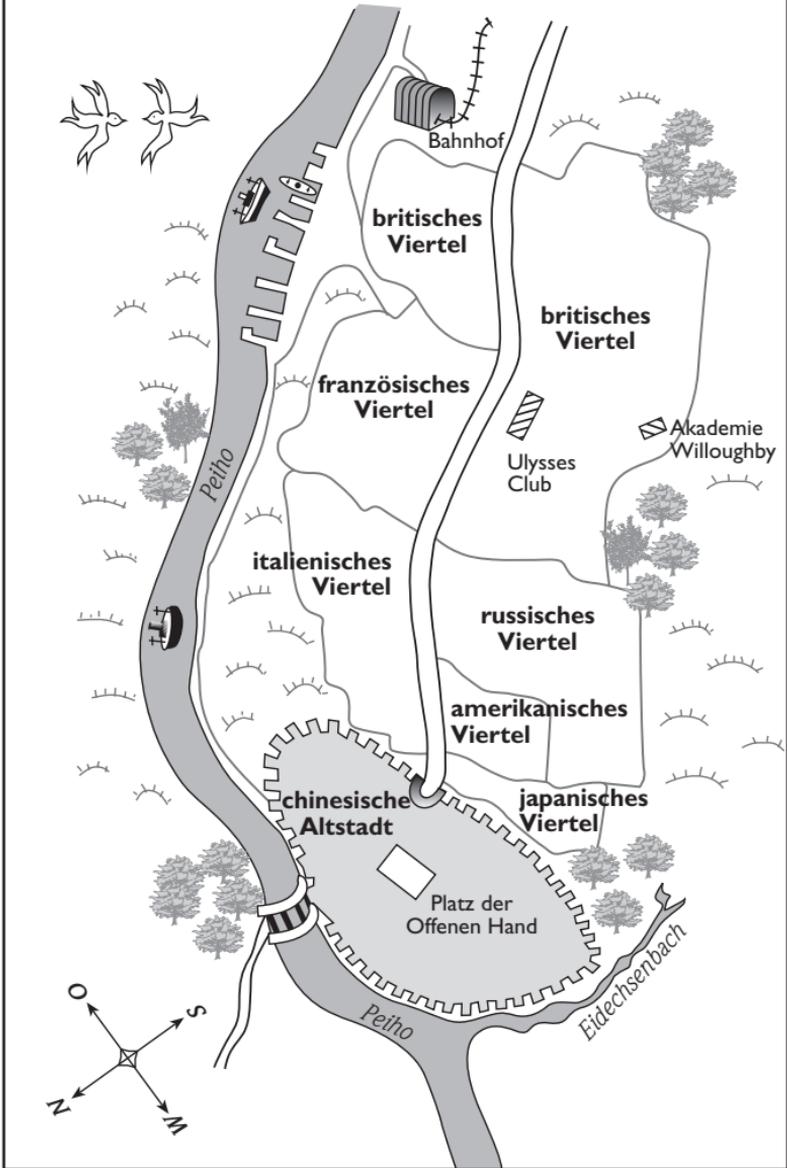
»Nein.«

Es war das zwanzigste Mal, dass sie diese eine Frage gestellt hatte, als könnte sie durch die ständige Wiederholung eine andere Antwort herbeizwingen. Im Dunkeln fühlte Valentina den kleinen Körper erbeben.

Also nahm sie das kalte Gesicht ihrer Tochter in beide Hände und sagte grimmig: »Aber wir zwei, wir werden überleben. Überleben ist alles.«

Tschangschu

Die Internationale Siedlung



ZWEI

Tschangschu, Nordchina, Juli 1928

Auf dem Markt roch es nach Maultiermist. Der Mann im cremefarbenen Leinenanzug ahnte nicht, dass man ihn beschattete. Dass man jeden seiner Schritte beobachtete. Er hielt sich ein frisches weißes Schnupftuch an die Nase und fragte sich wieder einmal, warum, beim Allmächtigen, er ausgerechnet an diesem gottverlassenen Ort landen musste.

Unvermutet verzogen sich seine starren englischen Lippen zu der Andeutung eines Lächelns. Gottverlassen mochte dieser Ort sein, nicht aber verlassen von seinen eigenen heidnischen Göttern. Der schwermütige Klang gewaltiger Bronzeglocken drang aus dem Tempel bis zum Marktplatz hinunter und kroch ihm ungebeten in den Schädel. Und dort schlugen die Glocken eintönig weiter, als wollten sie nie mehr aufhören. Um sich abzulenken, nahm er ein Stück Porzellan von einem der vielen Stände und hielt es ans Licht. Durchscheinend wie Drachenhauch. Zerbrechlich wie das Herz einer Lotusblüte. Das Schälchen schmiegte sich in seine gewölbte Hand, als gehörte es dort hin.

»Frühe Ching-Dynastie«, murmelte er erfreut.

»Sie kaufen?« Der chinesische Händler in der graubraunen Jacke sah ihn erwartungsvoll an; seine schwarzen Augen funkelten in gespielter Gutmütigkeit. »Sie mögen?«

Der Engländer beugte sich vor, wobei er sorgfältig jeden Kontakt seines tadellosen Jacketts mit dem grob gezimmerten Marktstand vermied. Mit vollendet höflicher Stimme fragte er: »Wie kommt es, dass ihr die vollkommensten Dinge auf Erden erschaffen könnt, zugleich aber auch den abscheulichsten Schmutz, den ich jemals gesehen habe?«

Er wies mit der freien Hand auf das Marktgewühl, auf die schweißbedeckten Maultiere, die sich, mit Bergen knirschender Salzblöcke auf den unverwüstlichen Rücken, lärmend durch die Menge und an den Lebensmittelständen vorbeischoben und ihren Kot einfach fallen ließen, auf dass er in der sengenden Hitze sein Aroma entfalte. Der pockennarbige Maultiertreiber, wohlbehalten in Tschangschu angekommen, grinste wie ein Affe, stank jedoch wie ein Grunzochse. Und dazu der weiße Vogeldreck aus den zahllosen Bambuskäfigen. Er überzog das ganze Kopfsteinpflaster und mischte sich mit dem Gestank der offenen Kloake an der einen Seite des Platzes. An ihrem Rand hockten zwei kleine Kinder mit spitzen Zöpfen und bissen vergnügt in irgendetwas Grünes und Saftiges. Was das war, wusste Gott allein. Gott und die Fliegen. Die allgegenwärtigen Fliegenschwärme.

Der Engländer wandte sich wieder dem Händler zu, hob leicht verzweifelt die Schultern und wiederholte seine Frage: »Wie macht ihr das bloß?«

Der Chinese sah den groß gewachsenen *fanqui*, den ausländischen Teufel, mit verständnisloser Miene an, aber da er seiner neuen Konkubine heute ein Paar rot bestickte Satinpantoffeln versprochen hatte, wollte er sich das Geschäft auf keinen Fall entgehen lassen. Er wiederholte zwei seiner acht Wörter Englisch: »Sie kaufen?«, und fügte hoffnungsvoll hinzu: »Sehr hübsch.«

»Nein.« Der Engländer stellte die Schale liebevoll neben eine schwarzweiß lackierte Teedose. »Kaufen nein.«

Er wandte sich ab, doch man ließ ihn nicht in Frieden. Denn sogleich trat der nächste Händler an ihn heran. Das Geplapper in dieser verdammten unverständlichen Sprache klang in seinen großen westlichen Ohren wie das Geschrei kämpfender Katzen. Das lag an dieser verfluchten Hitze. Die machte ihn noch fertig. Er fuhr sich mit seinem Schnupftuch über die Stirn und sah auf seine Taschenuhr. Zeit, sich auf die Socken zu machen. Er wollte nicht zu spät zum Lunch mit Binky Fenton im

Ulysses Club erscheinen. Mit solchen Dingen nahm es der alte Binky ziemlich genau. Und warum auch nicht.

Ein heftiger Schmerz fuhr ihm in die Schulter. Eine Rikscha schob sich ratternd durch die Menge. Es gab einfach zu viele von diesen verdammten Dingern. Sollte verboten werden. Er sah sich gereizt nach dem Passagier der Rikscha um, war aber sofort wieder milde gestimmt. Dort saß, schlank und aufrecht, in einem hochgeschlossenen fliederfarbenen Cheongsam, eine schöne junge Chinesin. Das lange dunkle Haar floss ihr wie ein Umhang aus Satin über den Rücken, und hinter einem Ohr trug sie, befestigt mit einem Perlmutterkamm, eine cremeweisse Orchidee. Da sie den Blick dezent auf die winzigen Hände in ihrem Schoß gesenkt hatte, konnte er ihre Augen nicht sehen, aber ihr Gesicht war ein vollkommenes Oval. Und ihre Haut war so zart wie die Porzellanschale, die er vorhin in der Hand gehabt hatte.

Ein grober Schrei lenkte seine Aufmerksamkeit auf den rücksichtslos vorandrängenden Rikschakuli, doch er wandte sich gleich wieder angeekelt ab. Der Bursche hatte nichts anderes am Leib als einen Lappen um den Kopf und einen schmutzigen Lendenschurz. Kein Wunder, dass sie da lieber ihre Hände betrachtete. Es war empörend, wie diese Eingeborenen ihre nackten Körper zur Schau stellten. Er hielt sich das Schnupftuch vor die Nase. Und dieser Gestank. Großer Gott, wie hielten die das nur aus?

Ein schriller Trompetenstoß ließ ihn zusammenfahren, erschütterte seine Nerven. Er stolperte rückwärts gegen eine junge Europäerin, die hinter ihm stand.

»Bitte vielmals um Verzeihung, Miss.« Er tippte sich an seinen Panamahut. »Bitte entschuldigen Sie meine Ungeschicklichkeit. Dieser entsetzliche Lärm hat mich aus der Fassung gebracht.«

Sie trug ein marineblaues Kleid und einen breiten Strohhut, der ihr Gesicht verbarg, doch er gewann den deutlichen Eindruck, dass sie ihn auslachte, denn das Tuten der Trompete er-



Kate Furnivall

Die russische Konkubine

Roman

Taschenbuch, Broschur, 640 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-442-46543-9

Goldmann

Erscheinungstermin: März 2008

Exotische Schauplätze, sinnliche Begegnungen und dramatische Ereignisse – das großartige Porträt einer faszinierenden Zeit

Russland, Winter 1917: Die Revolution fordert ihren Blutzoll, und so muss die 5-jährige Lydia mit ihren aristokratischen Eltern aus der Heimat fliehen. Kurz vor der chinesischen Grenze nehmen jedoch Soldaten Lydias Vater gefangen und führen ihn zur Exekution ab – dem kleinen Mädchen zerreißt der letzte Anblick ihres Vaters das Herz. Nordchina, Sommer 1928: Trotz der Fremde und Armut ist Lydia zu einer selbstbewussten jungen Frau herangewachsen, die keine Gefahren scheut, um für sich und ihre Mutter zu sorgen. Nur ihr Herz ist immer noch gebrochen. Doch dann begegnet sie eines Tages dem Chinesen Chang. Es ist Liebe auf den ersten Blick, aber es ist auch eine Liebe, die ihrer beider Leben bedroht ...